

Israel/Palästina
eine Region, die um den Frieden ringt
Eine Bildungs- und Stiftungsreise
06. bis 23. März 2019



Vorbemerkung

Der Teil der Bildungsreise mit Freunden war, was ihre Stationen (Tel Aviv, Jerusalem, Bethlehem, Totes Meer, Jordantal, See Genezareth, Safed, Akkon und Golan Höhen) anbelangt, eine Wiederholung des israelischen Teils unserer Pilgerreise im August 2019. Darüber gibt es einen früheren ausführlichen Reisebericht von mir, so dass ich nachfolgend auf Wiederholungen, insbesondere die Beschreibung der üblichen touristischen Sehenswürdigkeiten in diesem Bericht weitgehend verzichte.

(Anm.: im nachfolgenden Text sind die konkreten Reiseerlebnisse in grün geschrieben, der in schwarz geschriebene Text sind meine Schlussfolgerungen aus der Reise bzw. allgemeine Erläuterungen.)

Die Idee und Vorbereitung



Dass wir, Hildegard und ich, im Jahr 2023 wieder nach Israel reisen würden, war naheliegend. Dafür gab es aus der Sicht unserer Stiftung Gründe genug. Die Idee, daraus auch eine Bildungsreise in einer Reisegruppe zu organisieren, entstand im Herbst 2022 bei einem Besuch von Harald und Helga Zierul in Leichlingen. „Wir sollten wieder einmal zusammen reisen.“ Meine Frage: „Wart Ihr schon einmal in Israel?“ Die Antwort: „Nein.“ Und meine Reaktion darauf: „Da muss man aber, wenn man die Welt bereist haben will, gewesen sein.“ brachte den Stein ins Rollen. Harald und Helga waren unsicher, ob sie sich am Ende wirklich trauen sollten, in diese turbulente Region zu reisen und ob sie nicht aus irgendwelchen Gründen vielleicht doch noch absagen müssten. Wenn das Risiko mit mehreren geteilt würde, würden sie aber zusagen. Gabi und Paul Kallenberger sowie Helga und Jürgen Ley waren

leicht zu überzeugen. Wir waren zusammen schon nach Armenien gereist, also kannten wir uns und unsere „Reisespezifika“. Der Monat März ist ein guter Monat für eine Israelreise. Der israelische Frühling ist nicht zu heiß und das Land zeigt sich in frischem Grün statt in dürrerem Braun. Die Reiseroute durchs Land – Tel Aviv, Jerusalem, Bethlehem, Totes Meer, Jordantal, See Genezareth, Safed, Akkon, Golan Höhen - war uns durch unsere Reise im Jahr 2019 schon vorgegeben, ebenso die Unterbringungsmöglichkeiten, insbesondere das St. Charles Hospiz in Jerusalem und das Kibbuz Hotel Nov Ginosar am See Genezareth. Zu einer optimalen Reiseführerin verhalf uns unser Freund Marcel mit der Empfehlung seiner Schwägerin Michal Elbaz. So erlebten wir eine äußerst eindrucksvolle Bildungsreise für 10 Tage mit unseren Freunden durch Israel/Palästina und konnten zu zweit noch eine Woche für Begegnungen in Angelegenheiten unserer Stiftung damit verbinden.



Politische und gesellschaftliche Lage der Region – unendlich viel Diskussionsstoff mit Hintergrundbeleuchtung

War schon unsere Pilgerreise im Jahr 2019 stark von der Beschäftigung mit der besonderen politischen Konfliktlage der Region „Naher Osten“ geprägt, so führten die aktuellen Ereignisse der ersten Monate des Jahres 2023 unweigerlich dazu, dass

diese uns erneut intensiv beschäftigte. Manch einer in unserem Bekanntenkreis hatte etwas sorgenvoll geblickt, als wir von unseren Reiseplänen erzählten. War es nicht gefährlich in diese Region zu reisen, in einer Zeit, in der sich die gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Israelis und Palästinensern erneut verschärft und zugespitzt hatten, und in der Auseinandersetzungen über die durch die neue israelische Regierung, mal wieder unter Führung von Benjamin Netanjahu, eingeleitete Justizreform die israelische Zivilgesellschaft mit heftigen Demonstrationen im Inneren erschütterte?

Auf der Reise war die Diskussion darüber zwar allgegenwärtig, aber wirklich beängstigende Situationen haben wir nicht erlebt. Am Rande nur diese Wahrnehmungen:

- Wir sind nicht wie ursprünglich nach Huwara in die Nähe von Nablus zum Büro von LEAP gefahren. Dieser Ort, der nach den Aussagen des amtierenden rechtsextremen Finanzministers Israels Bezael Smotrich im Wege eines Racheaktes für einen palästinensischen Terroranschlag „ausradiert“ werden sollte, schien uns zu heikel. Allerdings war nach den Schilderungen des dort arbeitenden von uns unterstützten Rechtsanwalts Ali J. inzwischen wieder ein normaler Alltag eingeleitet.
- 
- Wir haben Bethlehem an einem Tag besichtigt, in dem in der gesamten Westbank ein Generalstreik ausgerufen worden war als Reaktion auf israelische Vergeltungsmaßnahmen an Palästinensern im israelischen Norden. Die Stadt war deshalb wie tot; alle Geschäfte geschlossen, kaum Menschen auf der Straße. An einem Platz in der Stadt in der Nähe des Marktes (arabisch: Shuk) bemerkte ich in zwei vorbeifahrenden PKW ohne Kennzeichen zwei maskierte Fahrer, die aber ohne spürbare Aktionen vorbeifuhren.
- 
- An einem Montagabend haben wir in Jerusalem die durch die Straßen ziehenden Demonstranten gegen die Justizreform gehört, später die Sperrung der Straße, an der Netanjahus Wohnhaus in Jerusalem liegt, im gestauten Verkehr erlebt und auf der Jaffa Street in Jerusalem einmal vereinzelt Demonstranten für die Reform mit Plakaten gesehen.

Das war's aber schon mit dem an aktuellen Ereignissen Erlebten. Wir haben aber viel mit Israelis und Arabern über die aktuelle Lage gesprochen. Daraus ein paar Eindrücke und Hintergründe:

Ein unter die Haut gehender Konflikt ohne politische Lösung?

Die Hoffnung auf eine politische Lösung des sog. Nahostkonflikts zwischen Israel und Palästina ist noch geringer, als wir sie 4 Jahre früher registriert hatten. Bei den Palästinensern führt eine weitere Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation, die härtere Gangart Israels in der Siedlungspolitik und die sich weiter offenbarende Handlungsunfähigkeit einer palästinensischen Führung, wenn denn nicht zum gewalttätigen Widerstand, dann aber doch mehr zur Resignation. Ein paar Wahrnehmungen hierzu:



Die neue palästinensische Leiterin der Mädchenschule in Issawiya hat jüngst entschieden, die Kooperation mit der Hebräischen Universität in Jerusalem, die Stipendien an Schulabsolventen zum Studium an der Universität anbietet, abzubrechen mit der Begründung, sie wolle keinerlei Zusammenarbeit mit israelischen Institutionen.

Der palästinensische Vater einer Familie mit 5 Töchtern, der sein Leben lang in dem Ort Jabal al Makaber/Ostjerusalem wohnt und dort verwurzelt ist, erzählte mir, wenn er das Geld dazu hätte, würde er mit seiner Familie sofort wegziehen, egal wohin, nur weg aus Palästina.



Hildegard und ich sind zum Besuch zweier palästinensischer Stipendiatinnen mit dem Auto durch die Vororte Anata und Jabal al Makaber in Ost-Jerusalem gefahren. Der Zustand der Straßen, insbesondere in Anata, ist katastrophal. Schlaglöcher, durch die man, ohne dass ein normaler PKW Schäden nimmt, kaum fahren kann, auf sowie rechts und links der Straße türmt sich jede Menge Abfall, der Verkehr erlaubt nur ein schrittweises Vorankommen. Anata selbst befindet sich gleichzeitig in mehreren Zonen des von Israel eingeteilten Landes; ein Teil gehört zur Zone C, also zu israelischem Staatsgebiet, ein Teil zu B, palästinensisches Gebiet unter israelischer Besatzungsverwaltung, ein kleiner Teil ist militärisches Sperrgebiet. Das bedeutet, dass eine nur über Checkpoints zu passierende Grenze mitten durch die Stadt verläuft. Der Status von Anata wie der aller zu Ost-Jerusalem gehörenden Orte ist politisch ungeklärt. Die Bevölkerung in



Anata wächst stark. Es leben schätzungswise mehrere hundert Tausend Palästinenser dort. Sie nimmt aber überwiegend aus Verweigerung weder an Wahlen noch sonst am öffentlichen Gemeinwohl Jerusalems teil. Die in West-Jerusalem lebenden Israelis nehmen häufig das offensichtliche Chaos dieser Städte als Beweis für eine angeblich aussichtslose Integrationsfähigkeit der Palästinenser in den israelischen Staat.

Ganz im Norden Israels, auf den im Sechs-Tage-Krieg von Israel besetzten Golan Höhen besuchten wir das drusische Dorf Majdal Shams. Dort wurden wir von einem arabischen Architekten und Stadtplaner, der in Deutschland studiert hat und fließend Deutsch spricht, empfangen. Er arbeitet heute für die Organisation Al-Marsad, die sich um die Rechte der dort lebenden drusischen Minderheit kümmert.

95 % der Drusen, die vor dem Sechs-Tage-Krieg auf den Golan Höhen in insgesamt 341 Dörfern lebten wurden vertrieben und leben heute überwiegend in Syrien. 5 Dörfer, eines davon an der Grenze zum Libanon, sind davon übrig geblieben. Die Israelis gründeten insgesamt 35 Siedlungen auf den Golan Höhen, die den verbliebenen Drusen das Leben in ihren Dörfern das Leben schwer machen. Die Region lebt neben



der Landwirtschaft von Tourismus. Am nahe gelegenen Berg Hermon befindet sich das einzige Schigebiet Israels. Unser Gastgeber erzählte uns, dass die Zugangsstraßen zum Schigebiet von den jüdischen Siedlern gezielt so umgeleitet wurden, dass die Touristen nicht mehr durch die drusischen Dörfer, sondern nur nach an den israelischen Siedlungen vorbeifuhren. Nach seinen Schilderungen werden die israelischen Siedlungen zur Kontrolle und Überwachung der drusischen Bevölkerung eingesetzt. Die Drusen andererseits bekennen sich zum israelischen Staat, leisten Militärdienst in der Armee. Anders als die Palästinenser suchen sie eigentlich nicht die Auseinandersetzung mit Israel. Sie sind aber eine religiöse Minderheit, keine Juden. Unser Gastgeber bezeichnet sich selbst als säkular. „Religion erzeugt letztlich nur Streit“, meint er.



Als Jugendlicher habe ich eine bedrohliche Situation empfunden, als ich an der Werra mit meinem Bruder zelten war und wir am anderen Ufer Volkspolizisten der DDR entlang von Grenzzaun- und Stacheldraht patrouillieren sahen. Wir mussten aber nicht befürchten, dass von der anderen Seite der Grenze mit Artilleriegeschossen oder Raketen auf uns geschossen wurde.

Das ist etwas Anderes, wenn man im Kibbuz Malkia unmittelbar an der Grenze zum Libanon lebt. Die Beobachtungsposten der Hisbollah, von denen immer Granaten und Raketen abgefeuert werden und hinter denen der erklärte Wille steht, eines Tages den Kibbuz auf dieser Seite militärisch einzunehmen, sind wenige hundert Meter von dem Aussichtspunkt entfernt, zu dem wir geführt wurden. Auch die unterirdischen Bunkeranlagen für die Bewohner des Kibbuz bezeugen, wie real die persönliche Bedrohung durch Waffengewalt ist. Trotzdem kann der ursprünglich aus der Schweiz kommende Kibbuzim, der nun schon über 40 Jahre dort lebt und arbeitet, sich nicht vorstellen, ab dieser Bedrohung woanders wohnen und arbeiten zu wollen.



Viele der liberalen gläubigen Juden in etwa unserem Alter, aber auch jüngere, mit denen wir gesprochen haben, sind fest davon überzeugt, dass man mit Palästinensern nicht friedlich in einem Staat zusammenleben kann. Sie sind infolge der vielen Terrorakte über die Jahre von Angst geprägt. Mich erinnert diese Haltung ein wenig an die Überzeugung, die viele Menschen in der Bundesrepublik

Deutschland in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts von der Dauerhaftigkeit der deutschen Teilung und der Existenz der Grenzmauer zwischen Ost und West hatten. Eine friedliche Überwindung von Teilung und Grenzterror erschien unvorstellbar.

Israel – ein zerrissenes Land?



Bei dem aktuellen innenpolitischen Konflikt geht es um mehr als um die Reform der Justiz.

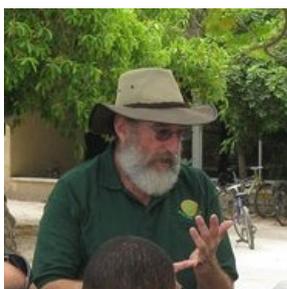
Israel hat keine geschriebene Verfassung. Es gibt zwar das sog. Nationalstaatsgesetz, das aber in nur 11 Artikeln wenige Grundsätze wie Sprache, Fahne, Religion u. ä. regelt. Jedoch vieles, wie z.B. das Verhältnis der Staatsgewalten untereinander, ist nicht in aufgeschriebenen Regeln mit Verfassungsrang festgelegt. Der in Diskussionen immer wieder konstatierte Riss in der Gesellschaft hat tiefe Wurzeln, die mit dem historischen Prozess der Gründung und Entwicklung des Staates Israel zu tun haben.

Israel ist als der Staat der Juden 1948 mit vorbereitender Hilfe der Engländer und Franzosen als Mandatsträger des damaligen Völkerbundes und nach einem Krieg gegen die Palästinenser gegründet worden. Zu dieser Zeit wurde er Zufluchtsort für die überwiegend in West- und Osteuropa verfolgten und dort noch lebenden oder nach Amerika ausgewanderten Juden, den sog. Ashkenazy. Es gab aber auch die sephardischen Juden, die Ende des 15. Jahrhunderts aus Spanien und Portugal vertrieben worden waren und sich im arabischen Raum, vor allem im damaligen ottomanischen Reich (heute: Türkei) angesiedelt hatten. Da Palästina bis ins 19. Jahrhundert zum ottomanischen Reich gehörte, lebten etliche von ihnen bereits in Palästina, ehe die Ashkenazy aus Europa im 20. Jahrhundert vor allem nach dem zweiten Weltkrieg kamen und dort im neuen Staat Israel die Rolle der Führungsschicht übernahmen. Sie bilden noch heute das Establishment der israelischen Gesellschaft. Die sephardischen Juden, historisch mehr durch arabische Lebensweisen geprägt, sehen sich eher als diskriminierte Bevölkerungsschicht.

Darüber hinaus gibt es das Problem der sog. ultra-orthodoxen und dazu der national orthodoxen Juden. Die ultra-orthodoxen Juden haben ihre historischen Wurzeln in Deutschland und Osteuropa, überwiegend Russland und der Ukraine. Uns fallen sie auf durch ihre besondere Kleidung und Haartracht wie schwarze Kleidung, Hüte, Schläfenlocken, Frauen zum Teil kahlgeschoren mit Kopfbedeckung usw. Ihre Kleidung und Haartracht hat keine religiöse Bedeutung. Es war, wenn man so will, ihre traditioneller „Modestil“, den sie noch in Osteuropa pflegten und auch Jiddisch sprachen. Sie waren bei Staatsgründung Israels 1948 anzahlmäßig eine Minderheit von einigen wenigen Tausend, Die damalige Regierung unter Ben Gurion hat ihnen in einer Sonderregelung einen besonderen Status eingeräumt. Da sie sich nahezu ausschließlich ihrem konservativen Glauben widmeten, ihre Kinder zu religiösen Schulen (Talmud-Schulen) schickten, um sich auf ihr Leben als religiös Gelehrte (z.B. Rabbiner) vorbereiteten, wurden sie nicht nur vom Militärdienst befreit, sondern auch als am Rande der Gesellschaft lebende überwiegend nicht berufstätige Bevölkerungsgruppe anerkannt. Sie haben sich inzwischen aber zu einer der zahlenmäßig stärksten Bevölkerungsgruppen neben den in Israel lebenden Arabern entwickelt. Nicht selten haben ihre Familien deutlich mehr als zehn Kinder. Jedenfalls ursprünglich und deshalb auch aus Sicht vieler zu anderen Bevölkerungsgruppen gehörender Israeli tragen sie nicht zum Bruttosozialprodukt des Landes bei, sondern leben häufig von staatlicher Unterstützung. Das wird gesellschaftlich und wirtschaftlich zunehmend zu einem Problem, was aber sie selbst in ihren Familien (Haredim) inzwischen auch erkennen. Nach unseren eigenen Beobachtungen in Jerusalem, aber auch nach Schilderungen von Gesprächspartnern hat sich auch bei ihnen viel geändert. So haben wir von Alexander Dubrau von der Jerusalem Foundation im Gespräch erfahren, dass die Frauen aus den ultra-orthodoxen Familien hoch geschätzte Buchhaltungskräfte in Unternehmen und Projekten sind. Auch im Hightech-Bereich werden viele ultra-orthodoxe Fachkräfte beschäftigt. Privat leben sie in besonderen Stadtvierteln. Ein besonderes gesellschaftspolitisches Spannungsfeld im Verhältnis zu dieser starken Bevölkerungsgruppe ist unvermeidbar.



Die historische Entwicklung der parteipolitischen Landschaft Israels ist speziell. Die Regierungspolitik Israels zu Beginn der Staatsgründung war stark von romantischen Kommunismus-Ideologien geprägt. Beispielhaft dafür war die inzwischen ideologisch gescheiterte Kibbuz Entwicklung. Ein Kibbuz wurde anfangs als Kommunarden ähnliche Lebensgemeinschaft konzipiert und eingerichtet. Alle bekamen das gleiche Gehalt, Kinder wurden sozialisiert, d.h. von den arbeitenden Eltern getrennt, die Gemeinschaft im Kibbuz zählte, das Private wurde radikal untergeordnet.



Wir haben zwei Kibbuz besichtigt. Der eine war der Kibbuz Sde Eliahu, gegründet von jüdischen Flüchtlingen aus Deutschland im Mai 1939, der heute eine moderne biologische Farm unter dem Markenzeichen BioBee südlich der Stadt Beit She'an im nördlichen Jordantal betreibt. Der Kibbuz ist noch religiös und in alter ideologischer Tradition





organisiert. Das bedeutet, alle bekommen das gleiche Gehalt. Jedoch leben die Kinder inzwischen wieder bei ihren Familien. Auf meine Frage, wie sich der Kibbuz jung erhält, wenn nach den Schilderungen unseres amerikanischen Führers die Kinder nach der Schulzeit in der Regel den Kibbuz verlassen, erhalte ich als Antwort, dass neue junge Menschen sich dem Kibbuz wieder

anschließen (sollen?). Die wirtschaftliche Spezialität des Kibbuz ist die Züchtung von Fliegen, Insekten und Hummeln in Labors, die in der Landwirtschaft zur Schädlingsbekämpfung und zur Pollenbestäubung eingesetzt werden. Der andere Kibbuz war Malkia an der Grenze zum Libanon (s.o.).

Die über Jahrzehnte regierende Partei war die sozialistische Arbeiterpartei. Ben Gurion, Golda Meir, Jizchak Rabin, Schimon Peres und Ehud Barak waren die bekanntesten ihrer Vertreter. Nach dem das sozialistische Staatsmodell aber nach und nach gescheitert war, zerfiel auch die Arbeiterpartei. Heute ist sie nur noch eine kleine Splitterpartei, die bei der nächsten Wahl zur Knesset darum fürchten muss, überhaupt noch im Parlament vertreten zu sein. Als relativ starke parteipolitische Kraft verblieb die Likud-Partei, deren Wähler stärker im sephardischen Judentum verwurzelt sind und die den ultra-orthodoxen Gemeinschaften freundlicher gesinnt ist. Liberale und linkseingestellte Israelis haben seit längerem keine Partei mehr, die sie als ihre „politische Heimat“ ansehen können und blieben deshalb den vielen Wahlen der letzten Jahre zunehmend fern. Aus ihnen rekrutiert sich aber die Mehrheit der aktuellen Demonstranten gegen die Justizreform.

Schließlich gibt es in Israel deutlich spürbare Unterschiede zwischen religiöser Bevölkerung und säkularer Bevölkerung. Sehr deutlich spürbar wird dies, wenn man von der Region Tel Aviv nur eine Stunde Autofahrt südöstlich nach Jerusalem fährt. Tel Aviv ist eine Großstadt wie San Franzisko, London oder Berlin. Religiosität spielt eher eine untergeordnete Rolle, während in Jerusalem die Männer, wenn nicht ultra-orthodox, an der Kippa erkennbar sind, und von vielen der Schabbat eingehalten wird – wie es übrigens in Ziffer 10 des Nationalstaatesgesetzes wie folgt geregelt ist:

[10. Ruhetage und Sabbat](#) Der Sabbat und die jüdischen Feiertage sind offizielle Ruhetage. Nichtjuden haben das Recht, ihre Sabbate und Feiertage zu befolgen; das Nähere regelt ein Gesetz.

Was ist das Besondere am Judentum?

Ich bin nicht so vermessen, zu glauben, dass ich darauf eine richtige Antwort geben könnte. Aber diese für mich dritte Reise nach Israel hat bereits den zwei zuvor gewonnenen Einblicke in eine mir bis dahin fremde Religion neue hinzugefügt.

Das lag zum einen an Michal Elbaz, unserer Reiseführerin, die sich vermutlich selbst als liberale aber überzeugte gläubige Jüdin bezeichnen wird. Jedenfalls hat sie uns dieses Bild von sich vermittelt. Sie ist gebürtige Schweizerin, in Zürich aufgewachsen und zur Schule gegangen ist. Nach der Schulzeit studierte sie Geschichte und Chinesisch an der Hebräischen Universität in Jerusalem, arbeitete als Geschichtslehrerin und Sozialpädagogin sowohl in der Schweiz als auch in Israel und ist heute als diplomierte freischaffende Reiseleiterin tätig. Sie ist die Schwägerin von Marcel, einem sehr guten israelischen Freund von uns. Während unserer Reise hat sie es sehr gut verstanden, uns die sehr vielen Facetten und vor allem

unterschiedlichen Sichtweisen auf die Realität („Narrative“) in dieser multikulturellen Region zu veranschaulichen.

Besonders bemerkenswert empfand ich, wie bereit und offen sie war, mit uns am Abend im Hotel am See Genezareth über die kritischen Aspekte israelischer Politik zu diskutieren.

Religion und Politik ist in Israel untrennbar miteinander verbunden. Das macht schon das zuvor zitierte Nationalstaatsgesetz deutlich:

„1. Grundprinzipien

Das Land Israel, in dem der Staat Israel gegründet wurde, ist die historische Heimat des jüdischen Volkes. Dieser Staat Israel ist der Nationalstaat des jüdischen Volkes, in dem es sein Recht auf nationale, kulturelle, historische und religiöse Selbstbestimmung ausübt. Das Recht auf nationale Selbstbestimmung ist im Staat Israel einzigartig für das jüdische Volk.“

Israel ist der Staat der Juden. Nur wenige Länder der Erde, wie z.B. bezeichnenderweise der „Hauptfeind“ Israels der Iran, definieren sich über eine Religion. Eine zusätzliche Komponente der Brisanz erhält dies durch zwei bedeutende Aussagen der Tora, des Alten Testaments, die Basis jüdischen Glaubens:

Nach Exodus 19,3–6 spricht Gott am Berg Sinai zu Moses: וְאַתֶּם תְּהִי־וּ לְי מְמַלְכֶת כֹּהֲנִים, וְגוֹי קְדוֹשׁ: „und ihr sollt mir ein Königreich der Priester und eine heilige Nation sein“

Die Juden sind das auserwählte Volk Gottes.

Das bedeutendste Fest der Juden, ist das Passah-Fest (englisch: Passover). Sie feiern meist zeitlich nahe des christlichen Osterfestes den Auszug des Volkes Israel aus der Sklaverei in Ägypten unter Führung Gottes, vermittelt durch Moses. Das Ziel dieser „Völkerwanderung“ durch die Wüste ist das „gelobte Land“, das in etwa dem heutigen Gebiet von Israel/Palästina erweitert um einen Teil des Libanon entspricht. Die Juden sind aus ihrem gelobten Land, das sie im Wesentlichen von den Kanaanitern kriegerisch erbeutet haben, mehrfach in die Diaspora vertrieben worden. Das Nationalstaatsgesetz bei Staatsgründung 1948 enthält folgenden Abschnitt:

6. Verbindung zum jüdischen Volk

Es ist ein Staatsziel, die Sicherheit aller Mitglieder des jüdischen Volkes zu gewährleisten, die wegen ihres Jude Seins oder wegen ihrer Staatsangehörigkeit in Gefahr oder in Gefangenschaft sind. Der Staat Israel vertieft die Beziehungen zur jüdischen Diaspora. Er bewahrt das kulturelle, historische und religiöse Erbe der Diaspora.

Vergegenwärtigt man sich, dass Israel mit dem Iran und von dort gesteuert mit der Hisbollah im benachbarten Libanon in der Nähe Staaten hat, die den Staat der Juden nicht nur verbal, sondern auch handelnd mit Waffeneinsatz vernichten wollen, so ist die Identität zwischen Staatsverständnis und Religion gewiss etwas, dass das Judentum zu etwas Besonderem macht.



Wir haben uns einen halben Tag in Jerusalem Zeit genommen für den Besuch der Holocaustgedenkstätte Yad Vashem. Dies ist aus meiner Sicht für einen deutschen Touristen nicht nur ein „Muss“, sondern auch schwere Kost. Die Bilder des Grauens, das Deutsche im Namen ihres Volkes an Millionen von Juden angerichtet haben, bleiben lange haften. Besonders tiefe Spuren der Betroffenheit hinterlassen die Besichtigung des Lichtersaals zum Andenken an die im Holocaust

getöteten Kinder und das Mahnmal an Janusz Korczak, dem polnischen Kinderarzt, der von ihm behütete jüdische Waisenkinder in ihren Tod ins Konzentrationslager Treblinka begleitete, wozu sich folgender Augenzeugenbericht des Komponisten Wladislaw Szpilman finden lässt:



„Eines Tages, um den 5. August [...] wurde ich zufällig Zeuge des Abmarsches von Janusz Korczak und seinen Waisen aus dem Ghetto. Für jenen Morgen war die ‚Evakuierung‘ des jüdischen Waisenhauses, dessen Leiter Janusz Korczak war, befohlen worden; er selbst hatte die Möglichkeit, sich zu retten, und nur mit Mühe brachte er die Deutschen dazu, dass sie ihm erlaubten, die Kinder zu begleiten. Lange Jahre seines Lebens hatte er mit Kindern verbracht und auch jetzt, auf dem letzten Weg, wollte er sie nicht allein lassen.

Er wollte es ihnen leichter machen. Sie würden aufs Land fahren, ein Grund zur Freude, erklärte er den Waisenkindern. Endlich könnten sie die abscheulichen, stickigen Mauern gegen Wiesen eintauschen, auf denen Blumen wüchsen, gegen Bäche, in denen man würde baden können, gegen Wälder, wo es so viele Beeren und Pilze gäbe. Er ordnete an, sich festtäglich zu kleiden und so hübsch herausgeputzt, in fröhlicher Stimmung, traten sie paarweise auf dem Hof an. Die kleine Kolonne führte ein SS-Mann an, der als Deutscher Kinder liebte, selbst solche, die er in Kürze ins Jenseits befördern würde. Besonders gefiel ihm ein zwölfjähriger Junge, ein Geiger, der sein Instrument unter dem Arm trug. Er befahl ihm, an die Spitze des Kinderzuges vorzutreten und zu spielen – und so setzen sie sich in Bewegung. Als ich ihnen an der Gęsia-Straße begegnete, sangen die Kinder, strahlend, im Chor, der kleine Musikant spielte ihnen auf und Korczak trug zwei der Kleinsten, die ebenfalls lächelten, auf dem Arm und erzählte ihnen etwas Lustiges. Bestimmt hat der ‚Alte Doktor‘ noch in der Gaskammer, als das Zyklon schon die kindlichen Kehlen würgte und in den Herzen der Waisen Angst an die Stelle von Freude und Hoffnung trat, mit letzter Anstrengung geflüstert: ‚Nichts, das ist nichts, Kinder‘ um wenigstens seinen kleinen Zöglingen den Schrecken des Übergangs vom Leben in den Tod zu ersparen.“

Zwangsläufig befassten wir unter dem Eindruck des Erschütterlichen mit den Fragen: „Wer trägt heute noch lebend welche Schuld? Was haben unsere Eltern zumindest gewusst? Was haben Sie uns erzählt, wenn wir gefragt haben? Auch wenn wir keine persönlich keine Schuld zu tragen haben, gibt es so etwas wie eine kollektive Verantwortung?“

Die Worte unserer früheren Bundeskanzlerin Angela Merkel aus ihrer Rede von der Knesset im Jahre 2008 zur historischen Verantwortung der Deutschen für die Sicherheitsinteressen Israels:

„Diese historische Verantwortung ist Teil der Staatsräson meines Landes. Das heißt, die Sicherheit ist für mich als deutsche Bundeskanzlerin niemals verhandelbar.“

gehen dann mir nicht aus dem Sinn und ermahnen mich immer wieder, besondere Sorgfalt und Vorsicht walten zu lassen, wenn ich als gern kritischer Geist mich im Land der Juden aufhalte.

Wenige Wochen nach unserer Reise erhielt ich von Marcel eine E-Mail mit der nachfolgend wiedergegebenen unglaublich Geschichte, die deutlich macht, wie nahe die Zeit der Judenvernichtung durch Nazi-Deutschland und ihre Spuren ins Israel immer noch sind:

„Gestern Abend war ich bei einem „Zikaron BaSalo“. Das bedeutet „Gedenken im Salon“, bei dem Familien privat in ihr Haus einladen. Jeder, der möchte kann kommen, wenn die Familie aus der Geschichte der Vorfahren während des Gedenkens an die Shoa (= Holocaust) erzählt.

Die Geschichte des Mannes, der ich gestern Abend zugehört habe, ist einfach unglaublich, ja beinahe verrückt.

Der Mann wuchs als Einzelkind in einem Dorf in der Nähe der litauischen Stadt Vilnius in einer aus Polen stammenden, liebevollen und sehr religiösen katholischen Familie auf, die ihm alleszuteil werden ließ, was ein Kind benötigt. Das Einzige, das ihn mit der Zeit, als er aufwuchs, zu wundern begann war, dass er schwarzes Haar hatte, während seine Eltern blond waren.

Er war ein sehr guter Schüler. Nach dem Abitur wollte er katholischer Priester werden. Das allerdings stieß auf großen Widerstand seines Vater. Er verstand diesen Widerstand nicht. Warum sollten seine Eltern als fromme Christen es nicht begrüßen, wenn ihr Sohn der Priester wurde? In dieser Zeit entstanden seine ersten Gedanken, dass etwas mit ihm nicht ganz in Ordnung war. Aber er setzte sein Theologiestudium mit dem Ziel, katholischer Priester zu werden, fort. Vor seiner Priesterweihe verlangte der zuständige Bischof, dass er nochmals getauft werden sollte. Offensichtlich fehlte es an dem notwendigen Taufschein. Das ärgerte ihn sehr. Er empfand es als beschämend für seine doch so frommen Eltern. Seine Ahnung, dass mit ihm etwas nicht stimmte, wuchs.

Noch bevor sein Vater starb, brachte ihm dieser zum Ausdruck, dass er unglücklich über das Priesteramt seines Sohnes war. Inzwischen hatte der junge Priester, mittlerweile 35 Jahre, das erste Mal über den Holocaust und die Ausrottung der Juden von Litauen und Polen erfahren. In der katholischen Kirche wurde bis in die 80er Jahre des letzten Jahrhunderts darüber kein Wort gesprochen. Er begann, seine Mutter mit Fragen über die Vergangenheit zu bedrängen und fand schließlich heraus, dass in seinem Dorf mehr als die Hälfte Juden gewesen waren. Er fragte seine Mutter, wo diese Juden geblieben waren. Schließlich erzählte ihm seine Mutter unter Tränen, dass die Frau des jüdischen Schneiders sie gebeten hatte, ihn als Baby aufzunehmen, um ihn zu vor der Judenverfolgung retten. Sie wusste noch den Vornamen seiner jüdischen Mutter, Rebecca.

Nachdem sie sich anfangs geweigert hatte, das Kind einer jüdischen Familie aufzunehmen, weil es schwarzhaarig war und deshalb die Gefahr groß war, entdeckt zu werden, überzeugte die jüdische Mutter sie mit den Worten, dass auch Jesus Jude gewesen war. Sie glaube fest daran, dass ihr Kind einmal ein katholischer Priester sein werde. Ihr Mann hingegen war böse auf seine Frau, weil sie sich durch so ein Argument hatte überreden lassen, das Kind anzunehmen. Aber mit der Zeit wurde er ein ganz liebevoller Vater. Als dann der Sohn Priester werden wollte, wurde dies dem Vater zu viel und ungeheuer. Deshalb wehrte er sich dagegen.

Nun begann der Priester, seine leibliche Familie zu suchen. Er wusste nur den Namen des Dorfes, den Vornamen seiner leiblichen Mutter Rebecca und, dass sein Vater Schneider gewesen war.

Er fand heraus , dass es in Israel einen Verein für die Überlebenden der Region seines Dorfes gab und beschloss, nach Israel zu fahren und sich doch zu erkundigen. Vielleicht würde ihn jemand anhand seiner Ähnlichkeit mit seinen Eltern erkennen.

Als er im Flughafen Lod ,wie der Flughafen von Tel Aviv damals hieß, ankam , bemerkte er, dass nach seinem Eindruck viele in diesem Lande ihm ähnlich sahen. Aber er gab nicht auf.

Als ein katholischer Priester im Priestergewand ging er zu einer Versammlung des Vereins für die Überlebenden seiner Region in Litauen, was dort eine Sensation war. Viele kamen, um ihn zu sehen und brachten Fotos mit. Nachdem er sich vorgestellt und seine Geschichte erzählt hatte, stand jemand auf und zeigte ein Bild der Schneiderfamilie, auf welchem seine leibliche Mutter abgebildet war. Die Ähnlichkeit war frappierend. Man erzählte ihm, dass die Geschwister seines Vaters, also sein Onkel und seine Tante, noch in der Stadt Natanya lebten. Er besuchte sie und sie erkannten in ihm auch den Vater, weil er den gleichen „Watschelgang“ hatte.

Aber hier endet die Geschichte nicht. Er fühlte sich weiter als katholischer Priester . Andererseits sah er nach seiner Rückkehr nach Polen, wie antisemitisch die katholische Kirche dort war und versuchte, einen Kompromiss zwischen seiner jüdischen Abstammung und seinem katholischen Priesteramt zu finden. Er kam zurück nach Israel und schloss sich in Jerusalem einem Orden in einem katholischen Kloster an. Der Orden stellte sich allerdings als sehr antijüdisch heraus, so dass er ihn wieder verließ.

Er begann in der Holocaust Gedenkstätte in Jerusalem Yad Vashem zu arbeiten, schloss sich einem Sprachkurs in einem religiösen Kibbuz an und lernte dort Hebräisch; alles immer noch im Priestergewand. Das führte natürlich dazu, dass man ihm mit gewisser Skepsis begegnete, weil man befürchtete, er käme mit einem missionarischen Hintergrund. So merkte er mit der Zeit, dass er sich entschließen musste, entweder Christ oder Jude zu sein.

Er schrieb ein Brief an Papst Johannes Paul II., der auch sein Lehrer im Priesterseminar in Polen gewesen war, und erzählte ihm seine Geschichte. Er unterzeichnete den Brief mit seinem polnischen Namen und mit seinem jüdischen Namen (Wexler).

Die Antwort des Papstes, adressiert an seinen jüdischen Namen, enthielt den Segen des Papst für sein künftiges Leben. Nun wusste er, was zu tun.

Allerdings begann nun ein neues Leidenskapitel, denn er hatte überhaupt keine Dokumente, um irgendetwas zu beweisen. Er hatte ja nicht einmal eine Geburtsurkunde. Nach einem schweren Hürdenlauf gegen das Rabbinat und die staatlichen Behörden, aber mit Hilfe der Familie, die ihn in ihren Kreis aufnahm, und vieler Freunde, gelang es ihm doch, seine Abstammung zu beweisen. Aber letztlich, wie?

Vor dem jüdischen Gericht, dem Rabbinat, das sein Anliegen zunächst abgelehnte, begann er bitter zu weinen, so dass der Oberrabbiner des Gerichts erklärte, dass dies nur ein jüdisches Weinen sein könne und ihm erlaubte, ein DNA-Analyse vorzulegen, welche die jüdische Herkunft und die Verwandtschaft klar bewies.

Da sitze ich vor einem Menschen welcher, in französischer Sprache, diese Geschichte , seine Geschichte, erzählt, kein Buch, keine Zeitung, sondern ein lebender Mensch ,ein bisschen älter als ich, mit solche einer Geschichte! Da soll jemand versuchen, mich zu überzeugen, dass das Kapitel Holocaust abgeschlossen ist!“

Gelebtes Judentum haben wir auf unserer Reise wie folgt erfahren:



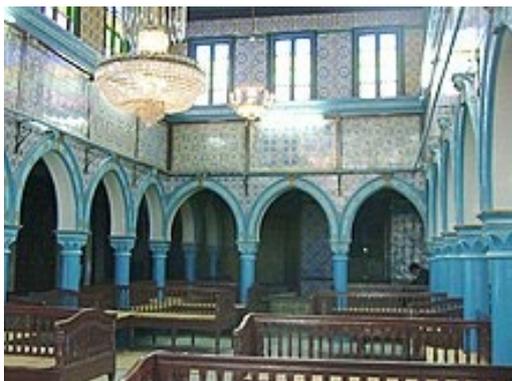
Am ersten Tag in Tel Aviv und am zweiten Tag in Jerusalem feierten die Juden das Purimfest. An versetzten Tagen wird dies in den beiden Städten

gefeiert, weil Jerusalem von einer Stadtmauer umgeben ist, anders als Tel Aviv, so die traditionelle Regel.



Die Feier des Purim geht zurück auf eine arg martialische Geschichte, aufgeschrieben im Buch Esther der Tora, über die Rettung der Juden in der persischen Diaspora (Babylonische Gefangenschaft), in der Esther einen persischen Regierungsbeamten überzeugte, statt wie geplant alle Juden seine Gefolgsleute umzubringen, was nach der Überlieferung dazu geführt haben soll, dass anstelle der Juden 75.000 Perser getötet wurden. Weil in der Geschichte auch ein Losentscheid (das Wort Purim steht für Los) spielte, heißt das Fest Purim. Es ähnelt dem rheinischen Karneval. Die Juden verkleiden sich und feiern alkoholisch kräftig stimuliert ausgelassen auf den Straßen und in den Restaurants, Bars und Kneipen. Besonders eindrucksvoll war für uns der inszenierte Straßenkarneval auf der Jaffa Street im Zentrum von Jerusalem, der ansatzweise an die Bilder des Straßenkarnevals in Rio de Janeiro erinnerte. Mag sein, dass die karnevalistische Austreibung der „Wintergeister“ bei der Sinngebung der Festgestaltung auch eine Rolle gespielt hat.

Micha hat uns mitgenommen am Freitagabend, zu Beginn des Sabbat, in Jerusalem zum Gottesdienst in ihre Gemeinde. Er fand in einem Saal im ersten Stock eines Gemeindehauses statt, nicht in einer Synagoge. Für uns Christen bedeutet Gottesdienst Beten, Singen, Zuhören, und soweit katholisch, auch die Liturgie der Abendmalfeier. Wesentlicher Akteur ist der Priester oder Pfarrer auf der Kanzel oder am Altar. Die Gemeinde sitzt meistens. Das war hier anders. Dass Frauen und Männer durch einen Vorhang getrennt voneinander saßen, ist eigentlich nicht spezifisch für das Judentum. Das ist in der Moschee der Muslime heute immer noch so und war auch in den christlichen Kirchen früher nicht anders. Nach Schilderung von Michal soll es auch schon Gemeinden geben, in denen Männer und Frauen wie bei uns zusammen feiern. Das taten sie auch in dem Gottesdienst, in dem wir waren, eben nur durch einen Vorhang getrennt. Für Frauen und Männer gab es auch



jeweils eine Vorbeterin oder einen Vorbeter, die sich ein Pult mit der Tora, aus der sie vorlasen oder vorsangen, teilten. War die Vorbeterin an der Reihe, stand das Pult aus Sicht der Männer jenseits des Vorhangs, für den Vorbeter wurde es auf die andere Seite geschoben. Der Vorbeter und die Vorbeterin standen nicht vor der Gemeinde vis-à-vis sondern zwischen den Gemeindemitgliedern in gleicher Blickrichtung. Die Blickrichtung ist immer dieselbe, nämlich

in Richtung auf den Tempelberg in Jerusalem, dort wo das Heiligtum, der Tempel der Juden, stand. Einmal allerdings dreht sich die Gemeinde um und schaut in die entgegengesetzte Richtung. Das geschieht bei einem besonderen Gesang. Die Gemeinde ist eigentlich die ganze Zeit meistens irgendwie in Bewegung. Beim Beten, aber auch beim Singen bewegt sich der ganze Körper. Sie schaukeln. Uns wurde erklärt, dies folge dem Gebot, mit dem ganzen Körper zu beten. Etwas, was man auch bei den Betenden an der Klagemauer sehen kann. Zu dem Gesang wird häufig rhythmisch geklatscht. Was gesungen und gebetet wurde, wann man warum aufstand und sich wieder setzte, was auch nicht immer alle gleichzeitig taten, erschloss sich uns nicht. Es war halt auf Hebräisch. Auch gab es keine große Disziplin beim Kommen und Gehen. Man kam und ging, wie es gerade zu passen schien.

Kernstück des jüdischen Glaubens ist die Thora, identisch mit dem alten Testament der Bibel. Sie wird in Form einer Rolle in jeder Synagoge, im Thoraschrein, aufbewahrt und während des Gottesdienstes von dort zum Pult des Vorbeters getragen und ausgerollt. Die historische Thorarolle ist als Nationalheiligtum ausgestellt im israelischen Museum von Jerusalem, wo wir sie besichtigten. Sie wurde im Jahre 1947 bei Ausgrabungen gefunden in Qumran am Toten Meer und ist in einem von den Architekten Frederick Kiesler und Armand Bartos entworfenen Schrein als berühmtes Bauwerk unterirdisch aufbewahrt.



Das zentrale Heiligtum der Juden war der jüdische Tempel in Jerusalem. Er wurde zweimal gebaut, einmal von König Salomon und einmal von König Herodes und zweimal zerstört, einmal von den Babyloniern und zum letzten Mal von den



Römern. Übrig geblieben ist der westliche Teil der Umfassungsmauer des Tempels, die Westmauer. Der relativ kleine Teil von ihr, der über dem heutigen Straßenniveau der Stadt freiliegt, wird auch Klagemauer genannt; und zwar zurückgehend auf das wie Klagen aussehende Beten der häufig „schaukelnden“ Juden an der Mauer, bei denen sie häufig ihre Fürbitten auch schriftlich verfasst in die Mauerritzen stecken. Die Klagemauer ist ähnlich wie Mekka für die Muslime der Wallfahrtsort der Juden, insbesondere der orthodoxen Juden. Welches gewaltige Bauwerk die Tempelmauer eigentlich ist, konnten wir unter der Erde im Tunnelmuseum an der Westmauer besichtigen.

Während der Reise kam natürlich auch einmal die Frage auf den Tisch, was ist eigentlich typisches israelisches Essen? Modernen Küchenliebhabern fällt der bekannte israelische Koch Ottolenghi ein. Aber eigentlich ist das eher orientalisches Essen. Es fiel dann aber bald das Wort „kosher“. „Kosher“ ist das Essen, das nach den jüdischen Speisegesetzen (Kashrut) erlaubt ist. Diese Gesetze beruhen letztlich auf den Regeln der Tora und sind verfeinert im Talmud, den Erläuterungen zur Tora. Drei Regeln aus einem sehr vielfältigen Strauß von Gesetzen sind uns während der Reise begegnet: Das sog. Bluttabu, Essen darf kein Blut enthalten. Deshalb werden Tiere zur Fleischgewinnung nicht geschlachtet, sondern geschächtet. Das

bedeutet, dass das Blut erst aus dem Tierkörper vollständig entweicht, bevor das Fleisch zu Essbarem verwertet werden darf. Das Verbot, Schweinefleisch zu essen, und die strikte Trennung von Milch und Fleisch. Letzteres ist so strikt, dass selbst in Töpfen, in denen Milchspeisen zubereitet wurde, keine Fleischspeisen angerichtet werden dürfen. So gab es am Abendbuffet des Hotel Nov Ginosar am See Genezareth zwar Fleisch, aber keinen Joghurt oder Käse, dafür zum Frühstücksbuffet keine Wurst und keinen Schinken.



Wir haben an einem Freitagabend nach dem Besuch des jüdischen Gottesdienstes auch an einem Schabbat Mahl teilgenommen. Es war kommerziell organisiert bei Doreen, einer etwas extrovertierten amerikanischen Jüdin, die es nach der Beurteilung von Michal mit der Einhaltung der für dieses Mahl geltenden Regeln nicht ganz so genau nahm. Zum Schabbat Mahl ist der Tisch festlich gedeckt, neben feinem Geschirr, Besteck und Gläsern sind zwei

Schabbat Kerzen und zwei Laibe Brot (Challa) obligatorisch. Zu Beginn spricht der Hausherr über dem gefüllten Glas Wein den Kiddusch (=Segen). Dann wäscht man sich nach einem vorgegebenen Ritual die Hände, bevor am Tisch die beiden Laibe Brot gebrochen, gesalzen, verteilt und gegessen werden. Zwischen dem Kiddusch und dem Essen des Brotes schweigt man. Das Essen besteht aus mehreren Gängen natürlich koscheren Essens. Zwischen den Gängen wird sowohl gesungen als auch ein Abschnitt aus der Tora vorgelesen und über den Text diskutiert. Während die etwas kommerzialisierte Methode von Doreen für uns nicht ganz so beeindruckend war, haben wir die beiden Male, bei denen wir von Freunden 1 ½ Jahre zuvor zum Schabbat Mahl eingeladen waren, in beeindruckender Erinnerung.

Hildegard und ich hatten am Schluss unserer - verlängerten - Reise auf der Bahnfahrt von Jerusalem zum Flughafen von Tel Aviv noch eine besondere Begegnung mit jüdischer Religiosität. Am Tag unserer Abreise machten sich auch besonders viele ultra-orthodoxe Juden auf die Reise, sehr viele von ihnen in die USA. Die Talmud-Schulen schließen ihre Tore eine Woche vor Beginn der Passah-Festlichkeiten, was sie zum Anlass nehmen, zu ihren in den USA lebenden Familien



zu reisen. In unserem Großraum-Bahnabteil fanden sich neben etwa 15 erkennbar nicht ihren Lebensgemeinschaften angehörenden „normalen“ Mitreisenden etwa genauso viele junge Männer in ihrer auffälligen Kleidung und Haartracht ein und begannen, von einzelnen Aktivisten deutlich dazu aufgefordert, ihr Morgengebetsritual zu zelebrieren. Ausgestattet mit Gebetsriemen und

Gebetsschal wandten sie sich stehend über die Rücklehnen ihrer Sitze in Richtung zum Jerusalemer Tempelberg und lasen „schaukelnd“ und singend in ihren Talmud-Büchlein. Sie wirkten auf uns am Rande einer Ekstase ein wenig provozierend, für andere Mitreisende zumindest belästigend. Die Bahnfahrt dauerte etwa 20 Minuten. Uns stellte sich die Frage, was die jungen Gläubigen bewogen hat, dieses sehr spezielle Ritual gerade bei dieser Gelegenheit unmittelbar vis-à-vis gegenüber Nichtjuden (Gois) zu exerzieren. Im Flughafen konnte ich beobachten, dass sie dasselbe in der Warteschlange am Gate zelebrierten.

Aber auch Christen und Araber schillern in Israel auf ihre Weise

Das Heilige Land fördert jedenfalls für kritische oder etwas mehr von inniger Frömmigkeit distanzierter Westeuropäer auch bemerkenswerte christliche „Verhaltensblüten“.

- seien es die durch die Altstadt von Jerusalem bereits Wochen vor den Osterfeiertagen ziehenden Pilgergruppen, die von geschäftstüchtigen Touristendienstleistern verliehene Jesuskreuze die Via Dolorosa entlang schleppen oder in der Geburtskirche in Bethlehem in der Gruft einen Spiegel auf dem Boden knieend küssen, weil Maria dort einen Tropfen ihrer Muttermilch verloren haben soll,



- „Würdenträger“ der unterschiedlichsten katholischen Religionsgemeinschaften (armenische, äthiopische, griechisch-orthodoxe, koptische, römisch-katholische, syrisch-orthodoxe u. a.), die sich über die Aufteilung von Flächen, Privilegien, Zeiten und Diensten an der Grabeskirche in Jerusalem streiten wie die „Kesselflicker“,



- in der Häufigkeit und Gruppenstärke zunehmende evangelikale Gruppen vor allem aus den Vereinigten Staaten, die ganze Straßenzüge heiliger Orte überfluten oder eigentlich für alle zugängliche Kirchen unter Ausschluss der Öffentlichkeit für eigene Feiern okkupieren, oder sich in wahren Heerscharen im trüben Wasser des Jordanflusses an der Taufstelle Jesu von einem „Wanderprediger“ untertauchen lassen, um damit ihre besondere Taufe zu erlangen.



Auch die islamische Dramaturgie vor allem zur Zeit des Fastenmonats Ramadan, der mit dem Tag unserer Abreise begann, ist in Jerusalem eine besondere. Die Al-Aqsa-Moschee und das in ihr allwöchentlich stattfindende Freitagsgebet wird von den Konflikt treibenden Aktivisten dieser Religion gerne benutzt, um zu provozieren.

Doris Haifai invites you to her home in Ajami, a neighborhood in Jaffa, where she tells the personal story of a Christian girl who grew up in a conservative Muslim area.

Her moving story illustrates the challenges of living in a mixed city, the identity of a Christian Arab in a Jewish state, an exploration of the true essence of female empowerment in this challenging environment.



Ein besonderes Erlebnis gleich zu Beginn unserer Reise war der Besuch bei Doris Haifai, die es in einer atemberaubenden Show versteht, die Besonderheiten des Lebens einer in Jaffa lebenden christlichen,

arabischen modernen Frau anschaulich zu schildern. Aus einer aus dem Libanon stammenden christlichen Familie stammend hat sie in eine wohlhabende, aber vom traditionellen Leben einer arabischen Rollenverteilung zwischen Mann und Frau geprägte Familie eingeheiratet und sich gegen alle Widerstände auch ihrer Schwiegermutter durchgesetzt. Auf unsere Frage, wie sie als Araberin zu dem Vornamen „Doris“ gekommen sei, erzählte sie, ihr Vater habe sich zur Zeit ihrer Geburt sehr für den amerikanischen Filmstar Doris Day begeistert. „Ihrer Namensgeberin“ hat sie mit ihrer Show alle Ehre gemacht.

Die liebenswerte Vielfalt von Jerusalem

Ist man zum dritten oder gar vierten Mal durch Jerusalem gelaufen, so glaubt man schon, es werde schwieriger, Neues zu entdecken. Aber nein, es gibt so vieles, was immer wieder überrascht:



Alexander Dubrau von der Jerusalem Foundation brachte uns zur Hand-in-Hand-Schule in Jerusalem. Hand-in-Hand-Schulen in Israel gehen auf eine Gründung zweier Pädagogen aus Israel, dem Araber Amin Khalaf und dem aus Amerika stammenden Juden Lee Gordon im Jahre 1997 zurück. Jüdische und arabische Kinder werden in einer Schule jeweils in gemischten Klassen von zwei Lehrern, einem Juden und einem Araber unterrichtet, und zwar vom Kindergarten bis zum Abitur (Bagrut). In Israel gibt es mehrere dieser Schulen, die von vielen internationalen gemeinnützigen Einrichtungen auch aus Deutschland unterstützt werden. Ein 14-jähriger arabischer Schüler erzählte uns in beachtlichem Englisch und erkennbarem Selbstbewusstsein, er sei zwar überzeugter Moslem, betrachte es aber als einen sehr großen Vorteil, in dieser Schule die Gelegenheit zu bekommen, gemeinsam mit jüdischen Kindern zu lernen und dabei auch die Sichtweise der Juden auf die konkrete Lebenssituation in Israel zu erfahren. Die Hand-in-Hand-Schule in Jerusalem ist auf ehemals neutralem Gebiet zwischen Israel und ehemals Jordanien gebaut. Das gemeinsame Lernen der Kinder führt auch zu einem erfreulichen Miteinander zwischen den Eltern. Allerdings ist ein Problem, dass zu wenige jüdische Eltern ihre Kinder in diese Schule schicken. Sie orientieren sich an der Qualität der Schulausbildung. Das Renommee der ausschließlich jüdischen Schulen ist höher.

Auf dem Weg zu unserem Treffen mit Ghada, der wir bei ihrer Ausbildung als Hebamme helfen, im Café des Hotels National im arabischen Viertel nahe dem Damaskus Tor entdeckten wir per Zufall den arabischen Friedhof, von dem man einen herrlichen blick auf die Altstadt hat und diesen Ausblick auch in aller Ruhe genießen kann, während sich in der Altstadt am Samstagvormittag die arabischen Frauen meist begleitet von ihren Töchtern zum Einkauf in dichten Menschenmassen tummeln.



Zu Gast in der Mandel-School der Hebräischen Universität auf dem Mt. Scopus erfuhren wir von Prof. Elisheva Baumgarten und ihren Kollegen über die Entwicklung der



dortigen Projekte zur Förderung integrativen Studierens von jüdischen und arabischen Studenten. Als wir Anfang 2021 uns erstmals an dem damals noch „Town & Gown“ genannten Projekt zur Förderung junger arabischer Studenten aus Issawija beteiligten, waren es ungefähr 30 überwiegend junge Frauen, die auf den Mt. Scope kamen. Heute ist die Zahl auf über 400 angewachsen; und dies trotz der bereits geschilderten Distanzierungen von Integrationsprojekten in der Mädchenschule von Issawija.

Marcel ließ es sich nicht nehmen, uns nach dem Treffen mit Debbi, Netanela und Hanoah von Out for Change zum Notre Dame Center in Jerusalem zu führen. Im Museum des Franziskaner Klosters, zugleich französisches Hospiz, besichtigten wir die Ausstellung über das Turiner Grabestuch. Anschließend fuhren wir mit dem Fahrstuhl auf das Dachgeschoss des Hospizes, das in Wahrheit heute ein recht luxuriöses Hotel ist. Von dort hat man einen herrlichen Ausblick über ganz

Jerusalem. Eine humorvolle für Jerusalem typische Geschichte ist der Bau der Kirche. Den Einwand der russischen Gemeinde mit der bis dahin alles überragenden Kirche, der Bau dürfe nicht höher als die russische Kirche werden, tricksten die Erbauer aus, in dem sie die oben thronende Maria das Jesuskind nicht vor sich in den Armen tragen, sondern nach oben gen Himmel strecken ließen. So kann jedenfalls das Jesuskind von oben auf die russische Kirche schauen.



Bevor uns Marcel zum Museum im Davidturm am Jaffa Tor führte, bedurfte es in



Jerusalem für mich dann noch eines typischen Touristenfallenerlebnisses. Vorweg: Ich hatte selbst Schuld und beklage mich nicht. Zum ersten Mal gingen wir durch das christliche Viertel, dessen Zentrum die von uns schon mehrfach besuchte Kirche des heiligen Grabes Jesu ist. Als wir an seinem Ende unweit des Jaffa Tores waren, sprach uns ein Araber auf Deutsch an und fragte, woher wir kommen. Erster Fehler: Ich antwortete. Er sprach von

Esslingen und wollte mir seine Karte geben, wozu er mich einlud, in seinen Laden/Werkstatt zu kommen. Zweiter Fehler: Ich folgte ihm und dann gleich der dritte Fehler: Ich ließ mich darauf ein, dass er mir einen angeblichen Achat-Stein zeigte, aus dem er Schmuck herstellt. Jedenfalls wurde ich am Ende eine beachtliche Summe – natürlich zu viel – für eine Perlenkette, die er selbst anfertigte, los. Ich hatte meine liebe Not, aus seinen Fängen ohne weitere Opfer herauszukommen.

Die Davidzitadelle, die heute das in Renovation befindliche historische Stadtmuseum der Stadt Jerusalem beherbergt, geht auf Befestigungsbauten von Herodes (24 v. A.D.) zurück, die von den Römern zu einem wesentlichen Teil bei der Zerstörung Jerusalems „geschliffen“ wurden. Sie ließen drei Türme als Erinnerung an die „Größe Jerusalems“ stehen, von denen in der byzantinischen zwei zerstört wurden. Der ottomanische König Suleiman der Prächtige fügte im 16. Jahrhundert eine Zitadelle und ein Minarett, den heutigen Davidsturm, hinzu. Marcel hat uns insbesondere anhand eines weiteren Modells von Jerusalems, gefertigt von Conrad Schick, viel über die Entwicklung dieser einzigartigen Stadt über die letzten zwei Jahrtausende erklärt. Eine deutsche Pilgerin schloss sich uns an, die wir dann auch noch zur anschließenden Besichtigung des Conrad Schick-Museums mitnahmen.



Naturerlebnisse



Frühling in Israel ist im Hinblick auf die Natur eine besondere und auch schöne Zeit. Statt braun und staubig, ist das Land jedenfalls dort, wo etwas wachsen kann, grün und mitunter auch bunt. Allerdings wollte zu unserer Reisezeit die Blütenpracht noch nicht so ganz prahlen, wie sie es wohl sonst um diese Jahreszeit tut.



Besonders beeindruckend war unser Besuch im Hula-Naturreservat, südlich des Berg Hermon im Jordantal gelegen. Im Frühjahr machen hier viele Zugvögel rast, bevor sie wieder zurück zu ihren Brutplätzen in Europa fliegen. Von einem als Tribüne umgebauten Anhänger hinter einem Trecker gezogen haben wir in der Abenddämmerung hunderte von Flamingos, Enten, Kraniche, Wildgänse und andere Vogelarten besichtigen dürfen.

Tel-Dan heißt einer der drei Quellflüsse des Jordan. Bei einer kleinen Wanderung mit zum Teil starkem Regen besichtigten wir die Ruinen der kanaanitischen Stadt Lajish. Der Tel Dan ergießt sich zu dieser Jahreszeit bei für israelische Verhältnisse viel Regen in mehreren zum Teil reißenden Bachläufen vom Gipfel des Hermon in das



Jordantal. Leider erlaubte der verhangene Himmel keinen Blick auf den höchsten meist schneebedeckten Berg Hermon. Auch ein Blick nach Syrien von den Golan Höhen blieb uns diesmal von tiefen Wolken und Nebel verwehrt.

Vielfacher musikalischer Kunstgenuss

Die Besichtigung der Hauptstadt Galiläas Safed (hebräisch: Zefad) begann mit einem kulturellen Höhepunkt unserer Reise. Mit unserer Stiftung unterstützen wir Avishag bei ihrem Musikstudium an der Maqamat School of Eastern Music. Mit großer Freude über unseren Besuch hatte sie uns eingeladen und ein kleines Konzert mit ihren Kommilitonen Elisha und Adam in den Räumen der Schule vorbereitet. Nissim Lugasi, der Leiter der der Schule, selbst Dozent für Gesang, marokkanischer Abstammung, beteiligte sich ebenfalls. Die Kostproben marokkanischer, andalusischer, ägyptischer, türkischer und persischer Musik haben unsere Freunde und uns begeistert in eine fremde, aber bezaubernde Musikwelt mitgenommen. Die Geschichte der Schule ist eine besondere. Das ursprüngliche Gebäude im arabischen Viertel von Safed am Hang gelegen ist 700 Jahre alt. Vor knapp 20 Jahren erwarb es der US-Amerikaner Moshe Tov Peter Krebs, ursprünglich mit der Idee, dort eine Bar & Restaurant einzurichten. Er war fasziniert von orientalischer Musik, lernte Nissim Lugasi kennen und gründete die Maqamat Music School for Eastern Music, in der heute über 100 Studenten orientalische Musik bei weltweit anerkannten Meistern ihres Fachs studieren.



Bei unserem Stiftungstermin im Hassadna Jerusalem Music Conservatory hatte Lena natürlich einen Vorspielnachmittag organisiert. Naor, krankheitsbedingt etwas angeschlagen, Yali, drei weitere Solisten und natürlich Elisabeth ließen es sich nicht nehmen, uns jeweils mit ihrem Können zu beeindrucken. Elisabeth ergänzte dies durch eine Einladung in der die Jerusalemer Academy of Music and Dance zu einem kleinen Konzert; und zwar Schumanns Klavierkonzert in A-Moll, das sie gemeinsam mit ihrer Dozentin Oxana Yablonskaya gab. Während Elisabeth den Solo-Part am Piano spielte, übernahm Oxana auf einem zweiten Konzertflügel den Part des Orchesters.

Im St. Charles Hospiz in Jerusalem hatte am Schluss unseres Aufenthaltes auch der Domchor des Kölner Doms unter der Leitung von Prof. Metternich Quartier bezogen. Er gestaltete die Einweihungsfeier des renovierten Altarraums der Jerusalemer Dormitio Kirche auf dem Berg Zion. So durften wir in der zum Hospiz gehörenden Kapelle zuhören und zusehen, wie die 62 Knaben und jungen Männer des

Domchores sich vorbereiteten und am Vorabend unserer Abreise ein phantastisches Konzert des Chores in der Dormitio Abtei besuchen. Auch das war ein musikalischer Hochgenuss.

Projektbesuche bestätigen uns: Wir sind auf dem richtigen Weg

So wenig hoffnungsvoll das aktuelle politische Geschehen in Israel/Palästina gegenwärtig stimmt, unsere Projektbesuche und -gespräche haben uns gezeigt, wie vielfältige gute Ansätze und auch erfolgreiche Arbeit es sowohl auf israelischer als auch auf palästinensischer Seite gibt, um die Zukunft der in dieser Region lebenden Menschen friedvoller zu gestalten, als es die täglichen Schlagzeilen in den Nachrichten berichten. Alle, die wir besucht und mit denen wir gesprochen haben, haben zwar zum Ausdruck gebracht, dass die Umstände dessen, was sie tun, nicht einfacher, sondern schwieriger geworden sind. Aber alle lassen nicht ab, von dem was sie tun und verfolgen. Keiner von ihnen hat Feindseligkeit oder gar Gewaltausübung im Sinn.

Wir haben insgesamt 9 Projekte besuchen können; und zwar

- Kenneth Mann und Ali J. im Gespräch über die immer wichtiger werdende Arbeit bei LEAP und die zunehmende Nachfrage nach rechtlicher Unterstützung bei den Palästinensern in der Westbank,
- 
- das große Engagement von Hassdana für die begabten Kinder mit äthiopischen Wurzeln in ihrer musikalischen Ausbildung,
- 
- die erfreuliche persönliche Entwicklung der palästinensischen jungen Frauen Ghada, Youmna und Shahd unter schwierigen existenziellen Bedingungen,
- den außerordentlichen und erfolgreichen Einsatz der Mandel Schule in der Hebräischen Universität von Jerusalem für integrative Studienangebote an arabische junge Menschen aus Issawiya,
- den studentischen Eifer unserer 6 Stipendiaten an der medizinischen Fakultät der Al-Quds Abu Dis trotz schwieriger Umfeldbedingungen,
- die sehr erfolgreiche Arbeit von Out for Change zur Unterstützung der Aussteiger aus ultra-orthodoxen Lebensgemeinschaften (Yotzim) bei der Findung ihres Wegs in ein normales Leben, die nach und nach sehr gute Früchte trägt,
- die begeisternde Arbeit junger israelischer Studenten bei der Begabtenförderung von Schülern aus äthiopischen Familien auf dem Weg zum Abitur im Projekt Infinity der Jerusalem Foundation und
- 



- der sich immer wieder neuen Herausforderungen stellende Einsatz der Organisation von Yemin Ordre am Mount Karmel, auch in der Weiterbetreuung von jungen Erwachsenen, die in der Regel ohne elterliche Familien ihren eigenen Weg in die Selbstständigkeit finden müssen.

Die Gespräche und dabei gesammelten Eindrücke bestärken uns darin, den mit unserer Stiftung eingeschlagenen Weg fortzusetzen, mit an Bildung orientierter Hilfe zur Überwindung von Problemen, Hindernissen, Diskriminierung und Handicaps für ein friedliches Zusammenleben beizutragen.

